

Bénédicte SAVOY, Afrikas Kampf um seine Kunst. Geschichte einer postkolonialen Niederlage. München: C. H. Beck 2021. 256 S. mit 16 Abb. ISBN 978-3-406-76696-1. Geb. € 24,-

Eine sich über vier Jahrzehnte erstreckende Debatte über die Rückgabe einzelner afrikanischer Kunstwerke aus den Museumsbeständen von Völkerkundemuseen Europas begann in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Mit der Fertigstellung des Berliner Humboldt-Forums hat sie sich erneut zugespitzt. Seit 1971 gab es Auf- und Abschwünge des öffentlichen Interesses. Diese Wellen stellten sich nicht selbstläufig ein, sondern wurden beeinflusst durch kultur- und museumspolitische Initiativen. Das Wechselverhältnis von Impuls und Reaktion, von Forderungen und deren Abwehr machte Museumsdirektoren, die als Gelehrte ein ansonsten recht zurückgezogenes Dasein als Forscher, Bewahrer und Sammler pflegten, zu wichtigen kulturpolitischen Akteuren. Sie handelten zuweilen im Verbund mit Ministerien, zuweilen betonten sie eigengewichtig ihr vorgegliches Museumsinteresse. An vorderer Front stritt dabei der Stuttgarter Friedrich Kußmaul, von 1971 bis 1986 Direktor des Linden-Museums, ein nach dessen Inspirator Graf Karl von Linden benanntes Völkerkundemuseum, das mit der Kolonialpolitik des Bismarckreiches in Verbindung gesehen werden muss und wesentlich auf die Initiative des „Württembergischen Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland“ zurückging.

Die Berliner und Pariser Kunsthistorikerin Savoy zeichnet Debatten und Initiativen, Abwehrbemühungen und kulturpolitische Anstöße seit den frühen siebziger Jahren nach und macht sich dabei zur engagierten Anwältin der Bemühungen um eine historische Fundierung der kulturellen Identität, wie sie mit den Namen von Amadou Mahtar M'Bow und Ekpo Eyo verbunden bleiben wird. Sie waren als Ethnologen mit Pariser, Brüsseler und Londoner Beständen afrikanischer Kunst vertraut und durchschauten die frühere gewaltsame Aneignung vieler Objekte durch die imperialen Kolonialherren. Deshalb forderten sie die Rückgabe einzelner zentraler Objekte, also nicht die Rückgabe geschlossener Sammlungen, wie oft behauptet wurde. Gegen ihr Begehren formierte sich Widerstand auf verschiedenen europäischen und vor allem deutschen Ebenen. Der Widerspruch diente dem Ziel, die angeblich gefährdeten Bestände europäischer Museen zusammenzuhalten und deutete diese Bestrebungen als Bemühung um die Rettung afrikanischer Kunst, die sich in den bedeutenden Sammlungen der Berliner Stiftung Preußischer Kulturbesitz und des Linden-Museums befanden.

Schon 1973 hatten deutsche Diplomaten ersten „Alarm“ geschlagen, hatten sie doch die Forderung des kongolesischen Staatsoberhauptes Mobutu begriffen, der bei einer UNO-Vollversammlung die Rückgabe geraubter Objekte mit der Suche nach afrikanischer Identität begründete und vorausgegangene Versuche afrikanischer Intellektueller aufgriff, die vielfach „nutzlos“ in europäischen Depots gelagerten Bestände verborgener und zudem kolonialistisch angelegener Werke in afrikanischen Museen sichtbar zu machen.

Nach Mobutus Rede holte das Auswärtige Amt umgehend Stellungnahmen deutscher Museumsdirektoren ein, unter ihnen Friedrich Kußmaul, der die Chance nutzte und bald zum wichtigsten Gegenspieler afrikanischer Restitutionsbestrebungen wurde. Gemeinsam mit den Vertretern der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Werner Knopp und Stephan Waetzoldt, entwickelte er die Argumente und prägte die weitere Strategie. Savoy zeichnet Denkschriften, Briefwechsel, aber auch Intrigen akribisch nach und schildert die Entstehung eines defensiven Netzwerks, das entschieden die Zurückweisung afrikanischer Forderungen verfolgte, umso entschlossener, als Einflüsse aus UNO und UNESCO (sieht man vom deutschen Zweig ab) zu kontern waren.

Ein markantes Ergebnis der Studie bleibt die scharfsinnige und denkbar kritische Beleuchtung der Bemühungen von Kußmaul, laut Register eigentlich die meistgenannte Person ihres Buches. Savoy konzentriert sich auf ihn als Wortführer und Drahtzieher eines Beziehungsgeflechts und ergreift zudem entschieden Partei gegen Berliner und Frankfurter Museumsdirektoren, nicht zuletzt auch gegen Beamte des Auswärtigen Amtes, die sich der Museumsdirektoren bedienen, um die in ihren Augen unberechtigten Ansprüche zentralafrikanischer Regierungen und Intellektueller auf deutsche „völkerkundliche“ Museumsbestände abzuwehren. Sie übertrieben den drohenden Schaden, mäßigten also die Argumente der Besitzwahrung nicht und spiegelten so die im Zuge der aktuellen Kolonialismus-Debatte als verwerflich empfundene Überheblichkeit westlicher Entwicklungspolitik. So wurde von den Museumsdirektoren vor allem der angeblich „redliche“ Erwerb betont und hervorgehoben, dass die afrikanischen Kunst- und Kultobjekte in den europäischen Museen besonders verantwortlich gesichert und gepflegt und so postkolonial gerettet worden seien. Sie unterstellten weitergehende Rückforderungen und zeichneten ein Bild der von afrikanischer Kunst entleerten Sammlungen in Europa. Eine der seltenen Ausnahmen verkörperte der Direktor des Bremer Überseemuseums Ganslmayr wegen seines Verständnisses für die Position seiner afrikanischen Kollegen. Dass ausgerechnet er wie auch Knopp im Register ungenannt bleiben, ist ebenso unverstänglich wie schwer verzeihlich.

Savoy übernimmt die Position afrikanischer Intellektueller und Regierungen und erklärt sich das Verhalten der deutschen Seite wiederholt durch die Prägung ihrer Wortführer durch die NS-Zeit. Nicht abzustreiten ist, dass manche der juristisch gebildeten Direktoren in der afrikanischen Kultur fachlich so wenig wie in der Kunst zuhause waren. So charakterisiert Savoy Kußmaul überheblich durch seine Sesshaftigkeit in Bondorf, durch das Thema seiner Dissertation über Reiternomaden der Mongolei und nicht zuletzt eben durch seine – von ihr unterstellte und nicht inhaltlich belegte – Sozialisation in der NS-Zeit. Weil sie die angebliche Prägung durch die NS-Zeit immer wieder hervorhebt, lässt sich Savoy's Studie durch eine doppelte Perspektive charakterisieren: Zum einen als kritischer Beitrag über Nachwirkungen mancher versteckter rassistischer und kultureller Vorurteile gegenüber Afrikanern in der Bundesrepublik, zum anderen aber auch als Beispiel für eine Kultur der Unterstellung durch eine engagierte jüngere Generation, die den Muff der tausend Jahre zu bekämpfen beanspruchte. Denn es sind nicht selten nur Vermutungen, die Savoy anführt, um die entschiedene Weigerung der Museumsdirektoren gegenüber der Bitte zu erklären, wenigstens einige Objekte von zentraler identitätsgeschichtlicher Bedeutung zu restituieren.

Die Meinungsführerschaft Kußmauls ist allerdings evident, nachdem er bereits 1973 begriffliche Grundlagen späterer Abwehrversuche herausgearbeitet hatte (S. 56). Er lehnte bereits damals die These vom Raub oder vom illegalen Erwerb der Kunstwerke ab. Ebenso wandte er sich gegen den Begriff der Restitution, vielleicht, weil dieser Topos durch die Wiedergutmachungsdebatten dieser Zeit belastet und moralisiert war. Vor allem bezweifelte Kußmaul die Fähigkeit der afrikanischen Museumsdirektoren, überhaupt moderne Museen führen und unterhalten zu können. Dabei betonte er zugleich den europäischen Standard europäischer Sammlungspflege und die wissenschaftliche Aufgeschlossenheit der europäischen Ethnologie gegenüber der „Negerkunst“ (S. 57), übersah jedoch souverän, in welchem kritischen Zustand sich die eigenen Sammlungsbestände befanden und überdies in den Depots für die Öffentlichkeit unzugänglich waren. Kußmauls Taktik wirkte insofern erfolgreich, als es gelang, Zeit zu gewinnen durch eine durchaus kunstvoll koordinierte Blockade, was einschloss, dann und wann Entgegenkommen zu zeigen. Diese Blockadehaltung macht

verständlich, weshalb sich Savoy mit Elan gegen die nicht selten trickreichen Bemühungen positioniert, denn als Trägerin des angesehenen Leibniz-Preises und Beraterin des französischen Staatspräsidenten Macron ist ihre Stimme inzwischen so gewichtig geworden, dass ihr eine Neuaufgabe der Debatte im Zusammenhang mit der Präsentation völkerkundlicher Objekte im neuen Berliner Humboldt-Forum zuzutrauen ist.

Temperamentvoll und meinungsstark, dabei gegenüber den älteren Direktoren nicht immer verständnisvoll oder gar gerecht, skizziert sie den Verlauf einer Restitutionsdebatte von Anbeginn an und schreitet chronologisch vor. Ende 1981 schien sogar noch eine „faire und sachgemäße“ Lösung (S.7) möglich gewesen zu sein. Damals hätte der afrikanische „Selbstfindungsprozess“ ethnisch differenzierter ehemals kolonisierter Gesellschaften durch Rückgabe von Kunstobjekten unterstützt werden können. Politiker wie Hildegard Hamm-Brücher machten sich die Unterstützung einer kulturellen und historischen Identitätsbildung der aus der Kolonialherrschaft entlassenen Gesellschaft zur Aufgabe. Dass dies nicht verstanden wurde, lässt sich mit einer subkutan spürbaren rassenideologisch geprägten Taktik des Hinhaltens und Aussitzens erklären. Die Blockade wurde erst durch das energische Eingreifen Hamm-Brüchers, damals Staatsministerin im Auswärtigen Amt, durchbrochen. Sie versuchte 1983 in Mexiko die Restitutionsbestrebungen noch einmal zu befeuern. Drei Jahre später war die Energie erschöpft. Als Kußmaul 1986 pensioniert wurde, war die Brisanz weitgehend entschärft. Deshalb beschreibt Savoy eigentlich eine temporäre Niederlage, vor allem, weil in den afrikanischen Staaten wirtschaftliche Probleme in das entwicklungspolitische Zentrum rückten.

Heute ist das Restitutionsproblem aber keineswegs gelöst. Die im Zuge der Entkolonialisierung entstandenen neuen Staaten verlangen weiterhin die historisch-kulturelle Selbstvergewisserung der afrikanischen Gesellschaften. Savoy spart als erfahrene Feldforscherin nicht mit Kritik an der Provinzialität der deutschen Wortführer, in deren Abwehrversuchen sie neben engen Museumsinteressen und dem fehlenden Gespür für die Interessen und Herausforderungen einer afrikanischen Museumspolitik postkoloniale Überheblichkeit ausmacht. Sensibel konstatiert sie kolonialistische, sogar rassistische Argumente. Die aktuelle Kritik und Revision des kolonialistischen Denkens eröffnet nun sogar eine zweite Chance für die Restituierung afrikanischer Kunstobjekte.

Peter Steinbach

Rechts- und Verfassungsgeschichte

Jürgen STROTHMANN, Karolingische Staatlichkeit. Das karolingische Frankenreich als Verband der Verbände (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 116). Berlin: de Gruyter 2019. XII/506 S. ISBN 978-3-1106-4120-2. Ln., Geb. € 119,95

Die Habilitationsschrift von Jürgen Strothmann wurde 2012 an der Universität Siegen abgeschlossen. Sie will nach der Einleitung auf die Herrschaftsverhältnisse der Karolingerzeit eingehen und versuchen, Definitionen vom Begriff „Staat“ zu geben. Dazu wird die frühmittelalterliche politische Organisation in der mediävistischen Forschung mit der Betrachtung von Gruppen, Adel, Konsens, Kapitularien, der Mitwirkung der Großen an den Entscheidungen des Königs, Raum und Subsidiarität untersucht und das Reich als Personenverbandsstaat oder transpersonaler Staat betrachtet. Durch die Überwindung der königszentrierten Sicht (so Patzold 2007) wird das politische System zum Untersuchungs-